Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, Pres.

1307-09 Howard St. Phone: Tyler 340. Omaha, Neb.
Des Moines, Iowa, Branch Office: 414—6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 12½ Cents; durch die Post, bei Vorausbezahlung, per Jahr $6.00; sechs Monate $3.00; drei Monate $1.50.
Preis des Wochenblatts bei Vorausbezahlung $2.00 das Jahr.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Nebr., Montag, den 16. Februar 1920

Die „A. F. of L." auf dem Wege zur Arbeiterpartei.

Der Entschluß, die American Federation of Labor in die politische Arena zu führen, ist deren Führern geradezu aufgedrängt worden. Hätten sie diesen Schritt nicht unternommen, so würden sie in Bälde unzweifelhaft wie altes dürres Laub vom Herbststurm aus ihren Aemtern hinausgefegt worden sein. Manchen Arbeitern haben sie viel zu lange schon und allzu geduldig dem reaktionären Wesen zugeschaut, das nach Eintritt des Waffenstillstandes in unserem Lande zur Geltung gelangte unter dem Einfluß der tonangebenden Kreise der Finanz und des Unternehmertums. Es wird dem greisen Gompers sicherlich nicht leicht gefallen sein, eine solche Schwenkung auszuführen, nachdem er acht Jahre lang mit dem Verfasser der „neuen Freiheit" in gutem Einvernehmen gestanden und für sich und die von ihm vertretene Sache so manche Vorteile erlangt hatte infolge seiner Herrn Wilson und der demokratischen Partei geleisteten Dienste. Doch es blieb ihm keine andere Wahl; er mußte sich entschließen, den vom Kapital beeinflußten Politikern den Fehdehandschuh hinzuwerfen, wenn er nicht ein Schisma, oder gar den völligen Zusammenbruch der von ihm in vierzigjähriger Arbeit aufgebauten A. F. of L. erleben wollte.

Die von dem Chicagoer Arbeiterführer Fitzpatrick ins Leben gerufene Arbeiterpartei war ja nur ein Zeichen der in weiten Kreisen der Arbeiterschaft herrschenden Unzufriedenheit. Wenn man die Mühe nicht scheut, die Organe der großen Arbeiterverbände durchzuschauen von Zeit zu Zeit, so weiß man, welchen Einfluß das Treiben der Reaktion auf diese Kreise gemacht hat. Man befürchtet, und unserer Ansicht nach mit Recht, daß auf dem von den Gesetzgebern eingeschlagenen Wege die Arbeiter Amerikas alles, was sie in einem hundertjährigen, unter großen Opfern geführten Kampfe errungen, wieder einbüßen würden. Mancheinem mag das übertrieben erscheinen. Uns nicht. Wenige Stunden vor Ankunft der Depesche, daß die Führer der A. F. of L. den Politikern den Krieg erklärt hatten, hatten wir Betrachtungen angestellt über das in Kansas angenommene Gesetz, welches den in den Kohlengruben, der Nahrungsmittel- und Bekleidungsindustrie beschäftigten Arbeitern unter Strafe verbietet, in den Ausstand zu treten. Wir gelangten dabei zu der Ansicht, daß die Gesetzgebung damit eine Richtung eingeschlagen hat, die zur abermaligen Entrechtung der Arbeiter führen könne. Die Geschichte bietet ja mehr als ein Beispiel, daß die Freiheit ganzer Stände, sei es von Handwerkern oder von Bauern, aus solchen Anfängen heraus verloren ging. Der arme geschundene, geplagte Leibeigene und Hörige des 18. Jahrhunderts in Deutschland war in vielen, ja den meisten Fällen der Nachkomme freier Bauern früherer Zeiten. Die in tiefstem Elend lebenden Fabrikarbeiter Englands aus der Zeit des furchtbaren „unrestricted regime"— 1760 bis 1840 etwa — waren Abkömmlinge jener freien englischen Bauern, welche die Schlachten ihrer Könige in Frankreich geschlagen und für sie gewonnen hatten.

Man darf sich also nicht wundern, die die organisierten Arbeiter unseres Landes stutzig geworden sind. Angesichts der Neigung mächtiger Arbeitsgeber, wie es die Herren vom Stahltrust und die Kohlengrubengesellschaften sind, die ihnen das Recht des Tarifvertrags absprechen, und der augenscheinlichen Geneigtheit der Politiker, der Reaktion auf gesetzgeberischem Wege Vorschub zu leisten, haben sie wirklich Ursache auf der Hut zu sein. Dazu kommt noch des weiteren, daß die Arbeiterschaft unseres Landes mehr und mehr zur Ueberzeug gelangt, daß der Aufstieg ihr immer mehr und mehr erschwert werde, daß ihr im öffentlichen Leben nicht die Anerkennung und nicht der Einfluß eingeräumt wird, der ihr gebührt auf Grund ihrer Leistung für die Gesamtheit. Man darf eben die Arbeiterfrage nicht nur immer als Lohn- und Gewerkschaftsfrage beurteilen. Sie ist viel mehr als das, und ihre Bedeutung ganz eine andere. Es handelt sich dabei in Wirklichkeit um einen Emanzipationskampf, den Emanzipationskampf des vierten Standes, dieses Produktes der großen Revolution, mit dem dritten, dem diese zur Herrschaft verholfen.

Außerdem darf man nicht vergessen, daß man den Arbeitern auch unseres Landes Landes große Versprechungen gemacht hat im Namen der siegreichen Demokratie. Die im Jahre 1917 und 1918 ausgestellten Wechsel sind nach der Ansicht der Lohnarbeiter nun fällig. Anstatt der goldenen Berge, die sie zu erwarten sich berechtigt glauben, erblicken sie jedoch die Neigung, ihnen den weiteren sozialen Aufstieg zu erschweren. So mußte der Gedanke Fuß fassen, die politische Macht, die der Arbeiter als Wähler besitzt, auszunutzen. Wie weit man auf diesem Wege schreiten wird, läßt sich heute noch nicht überblicken. Es dürfte das von dem Verhalten der alten Parteien abhängen, die es verschuldet haben, daß die Arbeiter zu der Ansicht gelangt sind, daß sie eine politische Klassenbewegung einleiten müssen. — „Amerika."

Die Revision des Friedensvertrages.

Der Zwang der Dinge, der mächtiger ist als Rachegefühle und Habsucht, wird vielleicht schon in nächster Zeit eine Revision des Friedensvertrages der Alliierten mit Deutschland zuwege bringen. In England soll sich unter den maßgebenden Gewalten endlich der Gedanke Bahn gebrochen haben, den einsichtige Leute der Friedenskonferenz von Anfang an vorgepredigt haben, daß nämlich die phantastischen Entschädigungspflichten, die Deutschland aufgebürdet wurden, nun und nimmer Hoffnung auf Erfüllung haben, daß sie die auf solche Entschädigung harrenden Alliiertenvölker zum Narren halten und in Zentral-Europa das wirtschaftliche Chaos vorbereiten, das dann auch Frankreich und England erfassen dürfte.

Die Aussichten, daß Deutschland je imstande sein wird, die vielen Milliarden in irgendeiner Form herzugeben, sind nach dem Dafürhalten kritischer Finanzleuten gänzlich geschwunden. Die Alliierten müssen zu der Anerkennung der für sie schmerzhaften Tatsache gebracht werden, daß sie ihre Verhältnisse durch einen Steuergriff in die eigene Tasche der Gesundung nährer bringen müssen.

Auch die Kohlenlieferungen, die Deutschland machen soll, werden voraussichtlich um ein Bedeutendes herabgesetzt werden, da eine zufriedenstellende Arbeitsaufnahme des deutschen Volkes nur möglich ist, wenn das schwarze Kraftmaterial für die deutsche Industrie und für den deutschen Transport zur Verfügung gestellt werden können.

Die Friedensbedingungen werden von ihrer Höhe, auf die sie durch die allen Tatsachen abgewandten Diplomaten hinaufgeschraubt wurden, herabkommen müssen. Sonst folgt auf das vielfache Krachen in Europa der eine große Krach.

Namen und Adressen von Verwandten in Deutschland

Wie die Omaha Mercantile Company uns mitteilte, hat die Firma in den letzten fünf bis sechs Wochen zahlreiche Bestellungen für Kisten und Postpakete nach Deutschland und Oesterreich erhalten. In vielen Fällen war es jedoch unmöglich, die Adresse zu entziffern.

Die Firma macht besonders darauf aufmerksam, daß Namen und Adressen deutlich und leserlich geschrieben werden müssen. Infolge undeutlicher Adressen ist die Absendung von Paketen oftmals auf eine bis zwei Wochen verzögert worden. Dies sollte vermieden werden, um unnötige Korrespondenzen und Verzögerung in der Beförderung zu ersparen.

Der Sohn des britischen Premiers ist mit seiner Gattin in Geschäften nach den Ver. Staaten gekommen. Ein Tauschblatt ist boshaft genug, Gänsefüßchen zu gebrauchen und „in Geschäften" zu schreiben.

Eine Abordnung von Fiumerinnen hat Gabriele D'Annunzio einen Dolch überreicht. Sie behauptete, das geschehe als Zeichen ihrer besonderen Verehrung. Aber wir haben unsere eigenen Gedanken darüber, meint ein Tauschblatt.

Es war Adam, der den ersten dreisten Versuch machte, die Schuld auf andere zu schieben, und so ist es geblieben, bis auf den heutigen Tag. Das Blut des Stammvaters verleugnet sich auch bei den Völkern nicht.

Londoner Zeitungen raten vom Ankauf amerikanischer Waren ab. Schön ist das gerade nicht, aber jedenfalls ist es echt britisch. Der Engländer ist immer zuerst Brite und dann noch lange kein Amerikaner.

In der Lüneburger Heide haben sich Wölfe gezeigt, aber die einzigen Wölfe, die gegenwärtig in Deutschland auf Raub ausgehen, sind das nicht.

Staatsmänner müßten gewissenlos sein, pflegte Napoleon der Erste zu sagen, und auch diese moralische Krankheit scheint sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortzuschleppen.

Unübertroffener Geldsendungs-Dienst!

Wir senden kleine oder große Beträge zu den niedrigsten Tagesraten per Post oder Kabel nach irgend einem Orte in

Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Tschecho-Slovakia, Jugo-Slavia, Polen, Rumänien, und andere europäische Länder.

Wir legen Geld für Sie an in den größten Banken Deutschland's, wie die Deutsche Bank oder Dresdener Bank, oder stellen Geld für Sie auf die zahlreichen sicheren deutschen Sparkassen.

Wir offerieren 4-prozentige Anleihen der großen deutschen Städte, zu äußerst gewinnbringenden Preisen.

Alle Anfragen, die an uns in irgend einer europäischen Sprache gerichtet werden, werden prompt beantwortet, und Aufklärungen bereitwilligst erteilt.

Wir sind Agenten für europäische Dampfschifffahrts-Gesellschaften und geben Auskunft über Reise-Pässe und Permits.

INTERNATIONAL EXCHANGE

Ausländisches Wechsel- und Schiffskarten-Bureau in Verbindung mit dieser Zeitung.

1307 Howard Str., Omaha, Nebraska. — Telephon: Tyler 340.

Der Sohn der Hagar.

Roman von Paul Keller.

(16. Fortsetzung.)

Robert wurde weiß wie die Wand. Jetzt mußte es kommen. Sie sah ihn ruhig an und fuhr fort:

„Aber ich kann nicht heiraten, denn es gibt nur einen einzigen Mann auf der Welt, mit dem ich glücklich sein würde, und der denkt nicht ans Heiraten. Dieser Mann ist der Doktor Friedlieb."

„Der — der Doktor —"

Er starrte sie an.

„Ja! Ich weiß, daß es töricht von mir ist. Er hat keine Frau gefunden, die ihm gefiel, bis in seine vierziger Jahre; was sollte er an mir schlichtem Mädel Gefallen haben? Aber ich wollte es Ihnen aus einem bestimmten Grunde sagen, Robert. Ich möchte keinen anderen Mann auf der Welt als den Doktor Friedlieb. Und weil ich ihn nicht haben kann, werde ich niemals heiraten."

Er starrte sie noch immer sprachlos an.

Sie stand auf und reichte ihm die Hand.

„Das alles habe ich Ihnen im Vertrauen gesagt, Robert. Sie sollen mich immer, immer verstehen. Sie sollen wissen, daß ich nicht glücklich bin, und wenn ich ein paar Kleinigkeiten für Sie tue, dann sollen Sie es nicht falsch auffassen, sondern bloß denken: sie tut's, weil sie nicht glücklich ist und ich auch nicht."

Da sah er, daß sie ihn durchschaut habe. Scham und Bestürzung faßten ihn.

„Christel, ich bin — ich wußte nicht — ich bin schlecht! Ich schäme mich so!"

Sie lächelte und schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, Robert! Sie sollen bloß immer daran denken, daß wir Freunde sind, gute Freunde, die besten Freunde!"

Sie nickte ihm noch freundlich zu und ging hinaus.

Elftes Kapitel.

Seit jenem Tage hatte er eine tiefe, scheue Verehrung für Christel. Er war glücklich, wenn er ihr einen Dienst erweisen konnte und nahm ihre Guttaten mit ehrfürchtiger Dankbarkeit an. Ja, als die Lore einmal über ihn und Christel witzelte, fuhr er zornig auf. Das hatte freilich keinen besseren Erfolg, als daß sich das lose Mädchen vornahm, ihn häufiger als je mit dieser Sache zu necken.

Da kam es so weit, daß er eines Tages zu ihr sagte:

„Fräulein Lore, Ihnen scheint es leider egal zu sein, ob und wegen wem die Leute von Ihnen reden. Christel ist das nicht egal und mir auch nicht! Sie ist die Tochter meines Herrn, und ich bin ein armer Mensch, und bespöttelt zu werden, dazu sind wir nicht da. Das merken Sie sich!"

Da war die Lore feuerrot geworden vor Zorn, hatte ihm ihre kleine Faust hingestreckt und gesagt:

„Nu so einer, — so ein Grober! Na, warten Sie, wenn Sie mich wieder küssen wollen, ich werde Ihnen heimleuchten!"

Und war lustig mit anderen Burschen mehr als je. Robert Winter litt schwer darunter.

Einsam war er den ganzen Tag. Eine Woche lang hatte die große Dreschmaschine ihr monotones Lied gesungen, dann war ihm die Aufgabe geworden, den Wagen zu begleiten, der die Rüben nach der Zuckerfabrik schaffte. Das war ein weiter Weg, und einsam und schweigend schritt Robert neben den Pferden, die die schwere Last dahinschleppten.

Dann dachte er oft nach über sein Leben und fand, daß es nutzlos und freudlos sei. Eine müde Melancholie faßte seine Seele, und die trüben Herbsttage vermehrten seine Schwermut.

Was hatte er gehabt vom Leben? Nichts! Was hatte er zu hoffen? Nichts!

Ein paar vereinzelte freundliche Tage ausgenommen. Wenn er es recht bedachte, war seine Musikantenzeit noch das beste von seinem Leben gewesen. Sorglos und ohne innere Kämpfe. Die Scham, Almosen zu nehmen, ist eine Krankheit, die alle Tage abnimmt. Und er hatte sich ja auch immer eingeredet, er nähme gar kein Almosen. Er blies das Waldhorn ganz gut, er hatte ja beim Militär in großen Gartenkonzerten mitgespielt. Wenn die Leute also etwas für die Musik zahlten, hatte es den Anschein eines Almosens, in Wirklichkeit verschaffte er zu den Zuhörern ein billiges Vergnügen.

Hätte Musiker bleiben, in eine Privatkapelle eintreten sollen. Aber es war auch ein Hungerleben, und Nacht um Nacht angestrengt zu musizieren, das hielt er nicht aus. Seit Jahren, regnerkalten Manövertagen hatte er keine guten Lungen mehr. Die Festungshaft war seiner Gesundheit auch nicht gut bekommen.

Was sollte er nun tun? Ruhig sollte er sein, froh, daß er im Hartmannschen Hause Unterkunft gefunden hatte. Was konnte dieses Haus für seine qualvolle Liebe zu Lore? Eine Lore konnte er überall finden. Und Herr Hartmann war ein Ehrenmann. Immer freundlich, immer gütig zu ihm. Fast so wie seine herrliche Tochter Christel. Wenn es kalt war, rief er ihn oft heimlich in die Wirtsstube und goß ihm einen wärmenden Schnaps ein. Und Robert sah ganz gut, daß er ihn aus der besten Flasche nahm. Kürzte seine Arbeitszeit ab, so gut es sich einrichten ließ, ließ ihn auch abends in die Gaststube kommen und gestattete, daß er mit anderen Karten spielte.

Und eines rechnete ihm Robert besonders hoch an: Ein junger Bauernsohn hatte ihn einmal gehänselt, daß er Musikant gewesen sei, und hatte durchblicken lassen, es schicke sich nicht, daß er mit am Wirtshaustisch sitze. Da hat Herr Hartmann gesagt:

„Lieber Bruno Wenzel, der Robert ist mein Wirtschafter und so gut wie jeder andere Wirtschafter im Dorfe. Wenn er Ihnen im Wege ist, — im Niederdorfe gib's noch ein anderes Gasthaus."

Seit jenem Tage hatte Robert Winter ein Gefühl der Achtung für Hartmann, das an Liebe grenzte.

Dann war die Christel, die so treulich für ihn sorgte, der gutmütige alte Gottlieb Peuker und die Lore, die ihm ja viel Leiden brachte, aber doch wie ein Sonnenstrahl war, wenn sie ihm nur über den Weg huschte.

Was war es also, daß er nicht heimisch wurde in diesem Hause? Die Frau war schuld. Sie hatte noch kein freundliches Wort zu ihm gesprochen, sie kränkte ihn mit hundert Kleinigkeiten, hatte etwas Schnüffelndes, sah sogar die Brotstullen nach, ob sie nicht zu fett geschmiert seien. Wenn sie ihn nur anblickte, war es ihm immer wie ein stummer Befehl: „Schere dich fort! Verlaß das Haus! Du gehörst nicht hierher! Du hast kein Recht, hier zu sein!"

Vor dieser Frau fürchteten sich alle, am meisten Hartmann. Bei jeder Freundlichkeit, die er ihm erwies, mahnte er ihn, die Frau nichts merken zu lassen, und er selbst redete in ihrer Gegenwart nur kurz mit ihm.

So wurde das Hartmannsche Haus für Robert Winter keine Heimat, weil er nicht eine Stunde das sichere Gefühl der Berechtigung hatte, dort zu sein. — —

Das letzte Fuder Rüben war aufgeladen. Hartmann begleitete diesmal Robert, um mit der Fabrik abzurechnen.

Die beiden gingen lange schweigend neben dem langsam dahinschleichenden Wagen her. Leer und stumm lag die Landstraße.

Gerade als die Pferde eine Anhöhe, die nimmer zehre erreichen Fuhre, ein zerlachtes Zuckerfabrik sind über [illegible] Robert immer rot und [illegible] Hartmann [illegible] ihn

„Wovon nicht?"

„— was [illegible] Hartmann, da wird wohl nichts draus werden."

„Herr Hartmann, da wird wohl [illegible] Zucker hat und kann's [illegible] kleine Gutsherr [illegible] oder auch [illegible] Zucker hat und kann's [illegible] wenn [illegible] Stroh, um [illegible] wenn [illegible] gerechnet, nur wegen [illegible] Geld [illegible] Sie [illegible] Hartmann unterbrach ihn.

„Ja ja, Robert, du kannst [illegible] wegen meiner Mutter —"

Hartmann unterbrach ihn.

„Ja ja, Robert, du kannst [illegible] bin, ich weiß's ja gut mit [illegible] Ich [illegible] — sie wissen ja, daß ich mit ihnen verfeindet bin, seit ich — wegen meiner Mutter —"

Robert sah ihn mitleidsvoll an. Hartmann fuhr fort:

„Sie denkt nun seine Mutter, Robert."

Robert sah ihn mitleidsvoll an. Gewiß, der wollte ihm Einhalten. Herz lachte es ihm in den Mund.

„Sie denkt nun seine Mutter, Robert."